

„Wir verstehen uns als Anwälte der Nutzer“

Die Universitätsbibliothek im digitalen Zeitalter - Interview mit Direktor Ulrich Johannes Schneider

30. Mai 2016



Ulrich Johannes Schneider, Direktor der Universitätsbibliothek. Foto: Swen Reichhold

Seit nunmehr zehn Jahren ist Ulrich Johannes Schneider Direktor unserer Universitätsbibliothek. Im LUMAG-Interview spricht er unter anderem über nutzergesteuerte Erwerbung, Datenmanagement, zähe Verhandlungen mit Verlagen – und die Notwendigkeit von Lesesälen auch im digitalen Zeitalter.

Herr Professor Schneider, mit Beginn des Sommersemesters ist an der Universitätsbibliothek (UB) der Fachinformationsdienst „adlr.link“ für Medien- und Kommunikationswissenschaft freigeschaltet worden, einer von bundesweit 31 dieser Dienste. Sie haben deutlich gemacht, dass das für Sie ein Meilenstein ist – in welcher Hinsicht?

Das ist ein Stück Bibliothek der Zukunft. Ein Dienst, der Informationen liefert und Literatur. Deutschlandweit. Das ist schon ganz was anderes als früher die Sondersammelgebiete. Diese Fachinformationsdienste zielen besonders ab auf elektronische Dienstleistungen. Das ist ein neues Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), das jetzt greift. Ich sitze ja auch in jenem Ausschuss der DFG, in dem die Universitätsbibliotheken ihre Programmlinien beschließen. Im Falle der Umwandlung von Sondersammelgebieten in Fachinformationsdienste war der Prozess aber schon in Gang gesetzt worden, als ich dazukam. Ich denke, anhand dieses neuen Programms kann man paradigmatisch studieren, worin Bibliothek gut sein kann. Sie kann gut sein bei der Suchmaschine. Wir haben da jetzt schon über 700.000 Artikel drin, auch aus der Filmwissenschaft, für die es noch einen Zusatzantrag bei der DFG gab. Nun haben wir ja gar keine prominenten Bestände in der Filmwissenschaft in Leipzig. Aber wir vermitteln Informationen über Bestände bundesweit. Es kann ja ohnehin nicht jeder alles sammeln und vorhalten. Das ist gerade im Online-Zeitalter schwierig mit den Lizenzen. Wichtig ist zudem, dass die

Bibliotheken Rücksprache halten mit der jeweiligen Fachcommunity, und das können und machen wir natürlich.

Und Rücksprache mit dem einzelnen Wissenschaftler, wenn man so will. Im Fachinformationsdienst ermöglichen Sie eine „nutzergesteuerte Erwerbung“. Wie funktioniert das genau?

Da setzen wir nun in großem Stil etwas ein, was wir bei uns im Haus bereits erfolgreich getestet haben. Es bedeutet: Viele Bücher in dem großen Katalog werden noch nirgendwo vorgehalten. Wenn sich nun ein Forscher dafür interessiert, löst er einen Beschaffungsauftrag aus. Und das Buch kommt schnell zu ihm, in seine Uni-Bibliothek oder sogar zu ihm nach Hause. Ein wunderbarer Service. Aber da braucht es natürlich auch Geld von der DFG, um so etwas in breiter Form anbieten zu können. Ohnehin wird man sehen müssen, was leistbar ist, wenn die Förderung einmal wegfallen sollte. Immerhin sind jetzt bei uns sechs Mitarbeiter für den Fachinformationsdienst tätig. Jetzt läuft erstmal die erste Dreijahresphase.

Warum hat sich die UB gerade um den Fachinformationsdienst in der Medien- und Kommunikationswissenschaft beworben?

Auf der einen Seite haben in diesem Fachbereich sehr breite und auch sehr spezielle Bestände. Auf der anderen Seite ist es einfach ein sehr spannendes, stets hochaktuelles Feld, mit dem viele andere Wissenschaftsbereiche zu tun haben.

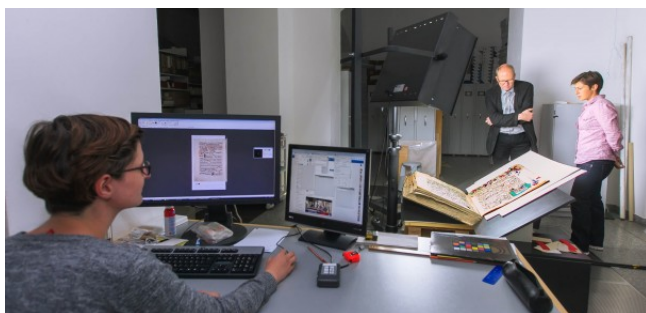
»Informationsvermittlung, Metadatenmanagement, Forschungsbibliothek«

Sie möchten die UB allgemein stärker profilieren. Was gehört noch dazu?

Ich denke, man kann drei Bereiche identifizieren. Das erste ist die Informationsvermittlung, dazu zählt der Fachinformationsdienst. Das zweite ist Metadatenmanagement. Da haben wir eine Kompetenz, die an unserer Universität bereits genutzt wird im Open Access Office an der UB und die wir für einen Forschungsinformationsdienst der Uni nutzen werden. Das dritte Gebiet ist die Forschungsbibliothek. Da geht es darum, dass Bibliothek selbst zum Gegenstand der Forschung werden kann. Die UB Leipzig ist ein riesiges Kulturarchiv mit bedeutenden Sammlungen. Aber auch hier spielt heutzutage natürlich das Digitale eine große Rolle. Und wir in Leipzig sind zum Beispiel führend bei der Handschriftendigitalisierung.

Machen die Bibliotheken durch ihren Umgang mit großen Datenmengen in gewisser Hinsicht Uni-Rechenzentren Konkurrenz?

Ohne Rechenzentrum könnten wir nicht performant sein, das ist ja klar. Unsere Daten liegen dort. Aber die Dinge, die bei uns laufen, sind bibliotheksspezifische Anwendungen. Es gibt Schnittmengen, aber riesig sind die nicht. Bibliotheken bedienen Individuen, Studierende und Forscher – und deren Zugriffe sind kulturell konnotierte, wenn Sie so wollen. Was will ich wissen? Das ist die Leitfrage. Somit werden wir gewissermaßen zum Mittler zwischen dem Fragesteller und der IT-Infrastruktur. Unser eigentliches Geschäft ist die Qualifizierung der Daten und des Zugriffs.



Projektmitarbeiterin Jekaterina Kredovica und Ulrich Schneider lassen ein über 500 Jahre altes Chorbuch digitalisieren. Foto: Swen Reichhold

Sie stellen eine Unmenge an Informationen zur Verfügung und machen sie durchsuchbar. Wie viele Gedanken müssen Sie sich machen um Nutzerführung, Nutzeroberflächen etc.?

Unser komplettes Gehirnschmalz geht genau da rein. Wir haben 50 Millionen mögliche Treffer im Katalog – aber nach einer Suche möchte ich natürlich die besten 20 oder 30 sehen. Unsere

Kataloge haben Filterfunktionen, das ist wichtig. Aber welche sind sinnvoll? Und wie halten Sie alle Daten sauber, damit die Trefferanzeige auch wirklich hilfreich ist? Um solche Dinge kümmern wir uns ständig.

In der Vergangenheit war die UB immer wieder auf Sonderzuweisungen angewiesen. Wie stellt sich die Situation aktuell dar?

Unverändert schlecht. Unser Tätigkeitsbericht, der in Kürze erscheint, wird es zeigen: Wir geben viereinhalb Millionen Euro im Jahr für Neuwerbungen aus, das ist mehr als 1 Million weniger als vor zehn Jahren. 60 Prozent der Mittel verwenden wir für elektronische Medien. Und die Preise sind seitdem erheblich gestiegen. Natürlich versuchen wir, die Kosten in den Griff zu bekommen. Das ist unheimlich schwer, die Verhandlungen mit den Anbietern sind zäh. Aber wir verstehen uns wie auch andere Bibliotheken als Agenten und Anwälte unserer Nutzer.

Wir selbst sind bei den Verhandlungen zuletzt am radikalsten vorgegangen und haben von den Anbietern verlangt, auch wirklich nur das zu liefern, was wir haben wollen. Es werden ja stets riesige Pakete geschnürt mit Sachen, die wir gar nicht brauchen. Meine Stellvertreterin Charlotte Bauer hat mit Elsevier wirklich sehr gut verhandelt.

Das hat eine Menge Zeit und viele Nerven gekostet. Im Ergebnis gibt es für uns im Sachsen-Konsortium deutlich verbesserte Konditionen. Und wir stellen jetzt eine bestimmte Summe zurück, um auf topaktuelle, neue Anforderungen reagieren zu können, der Gesamtetat also nicht von vornherein komplett verplant ist.

Ein weiterer Weg ist Open Access. Wobei das nicht dazu führen wird, dass Literatur nichts mehr kostet. Aber die Fachcommunity kann sich anders aufstellen, es kann mehr Unabhängigkeit von Verlegern erreicht werden. Das ist erstmal nicht schlecht.

»Wir bieten den Raum für das Lernen ohne Leithammel.«

Vieles geht online, manche sagen alles. Braucht man die Bibliothek als Ort noch? Wie sieht sie in zehn Jahren aus?

Eine Universitätsbibliothek steht in der Tradition der Lesesaalbibliotheken, nicht so sehr der Sammelbibliotheken. Bei uns wird geschrieben, hier findet eine kreative Leistung statt. Wir haben geschützte Räume für kreative Menschen. Junge Leute üben, selbst zu schreiben und das, was sie schreiben, mit anderen Arbeiten zu messen. Eine Universität braucht gute Bibliotheken – das macht Studierende zufrieden, und diese Zufriedenheit schlägt auf das Studium insgesamt durch. Hinzu kommen Gruppenarbeits- und Medienräume. Die UB ist somit Teil der Lehre, wenn Sie so wollen. Etwas flapsig formuliert: Wir bieten den Raum für das Lernen ohne Leithammel. Das ist keine neue Funktion, sie wird nur sichtbarer. Das lässt uns auch mutig neue Bauten angehen, wie die Bibliothek für die Medizin- und Naturwissenschaften oder jene auf dem Bildungscampus. Das ist auf jeden Fall eine gute Investition.

Und in Bezug auf den Forschungsservice? Gehört Projekten wie den Fachinformationsdiensten die Zukunft? Was ist außerdem wichtig?

Natürlich müssen wir uns breit aufstellen. Wissenschaftler publizieren zunehmend online. Dazu braucht es unbedingt einen universitären Publikationsserver. Den gibt es bei uns. Und wir betreiben das Open Access Office für die Universität. Das heißt, wir beschäftigen uns damit, wie der intellektuelle Output der Universität sichtbar wird. Wer veröffentlichen will, kann seine Bibliothek fragen, wie das geht. Wer eine Datenbank für ein Forschungsprojekt anlegen will, kann das ebenso tun. Wer gute wissenschaftliche Daten auch für später sichern will, ist bei uns richtig. Die Daten selbst werden gespeichert im Rechenzentrum, aber wir können dafür sorgen, dass sie effizient durchsucht werden können, dass sie gut benutzbar sind und bleiben.

Interview: Simone Schmid und Carsten Heckmann



Keine Kommentare

